

Methodische Überlegungen

In diesem Teil möchte ich mich den Selbstrepräsentationen muslimischer Frauen mit Kopftuch zuwenden. Während sich der erste Teil also hauptsächlich mit den öffentlichen Diskursen *über* Kopftuch tragende Frauen beschäftigt hat, widmen sich die nachfolgenden Kapitel den Gesprächen *mit* diesen Frauen und deren Interpretation durch meine eigene Stimme. Obwohl ich hier auf ausführliche methodische Beschreibungen verzichten möchte, sind einige Anmerkungen zum Entstehungskontext der Interviews, zu den methodischen Prämissen der Felduntersuchung und zur Methode der Evaluierung notwendig.

Die Untersuchung basiert auf insgesamt vierzig Einzelinterviews, die ich zwischen Sommer 2000 und Herbst 2001 mit Kopftuch tragenden Frauen in Berlin, Marseille und Paris durchgeführt habe. Hauptkriterium für die Auswahl der Interviewpartnerinnen war die Tatsache, dass sie der zweiten Generation muslimischer Einwanderer angehörten, ein Kopftuch trugen und in der einen oder anderen Weise im islamischen Milieu aktiv waren, etwa als leitende Personen in etablierten islamischen Einrichtungen oder als Mitglieder selbstverwalteter Frauengruppen.

Die Interviews habe ich mit einer Reihe von teilnehmenden Beobachtungen in islamischen Organisationen, Moscheen, Diskussionsgruppen und Konferenzen eingeleitet und begleitet. In diesem Rahmen führte ich mit verschiedenen Personen (Imamen, Organisationsmitgliedern, Konferenzleitern etc.) Vorgespräche, die die Untersuchung auf die eine oder andere Weise geprägt haben. Diese Gespräche erleichterten einerseits den Kontakt und Zugang zu den Interviewpartnerinnen und ermöglichten andererseits einen Einblick in eines der Milieus, in denen die Frauen agierten. In Berlin waren die interviewten Frauen größtenteils in der *Islamischen Föderation* bzw. bei der *Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs (IGMG)* engagiert, einige bei der *Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion* (Diyanet İşleri Türk İslam Birliği,

kurz: *DITIB*) und einige beim *Verband der Islamischen Kulturzentren (VIKZ)*.¹ In Marseille, wo das islamische Milieu eher weniger organisiert ist, waren die meisten Frauen bei den *Jeunes Musulmans de France (JMF)* aktiv oder Schülerinnen eines unabhängigen Instituts für islamischen Unterricht, dem *Institut Méditerranéen d'Etudes Musulmanes (IMEM)*. Einige hatten muslimische Frauengruppen ins Leben gerufen und geleitet, in denen sich interessierte Frauen regelmäßig treffen und über islamische Fragen diskutieren konnten. Die in Marseille bekannteste unter diesen informellen Zirkeln ist die *Ouverture*. Die beiden Frauen, die ich in Paris interviewt habe, waren regelmäßige Besucherinnen der Moschee *Adda'wa*, die sich vor allem durch regelmäßige Veranstaltungen auch für die nichtmuslimische Öffentlichkeit einen Namen gemacht hat. Dem ausführlichen eineinhalb bis drei Stunden langen Interview war jeweils ein kurzes Vorgespräch vorausgegangen, in dem ich mit den Frauen die Absichten und Ziele meiner Untersuchung besprach und einen Termin vereinbarte.

Der »reflexive turn« in den Sozialwissenschaften hat die Aufmerksamkeit zunehmend auf externe und interne Faktoren gelenkt, die auf Prozesse der qualitativen Datenerhebung einen Einfluss haben können. So können der akademische Werdegang, der nationale Hintergrund, das Geschlecht, die Sprache ebenso wie die persönliche Geschichte des Forschenden die Interviewsituation beeinflussen und auch auf die Antworten der Interviewten einwirken. Als Interviewer sollte man sich daher die eigene Situiertheit zumindest bewusst machen, selbst wenn man sie bei der Analyse gleichfalls nicht in den Vordergrund hebt (vgl. Bourdieu 1993).

Als Frau mit muslimischen Frauen zu arbeiten, erwies sich in meinem Fall sicher als ein Vorteil. Angesichts der Tatsache, dass einige Frauen ein recht ausgeprägtes Bewusstsein von Geschlechtertrennung und unterschiedlichen Geschlechterrollen hatten, hätte ein männlicher Wissenschaftler bei dieser Thematik sicher mit Hürden zu rechnen gehabt. Das Kopftuch als ein Zeichen für die Protektion weiblicher Sexualität eröffnet zwangsläufig Fragen zur Geschlechteridentität und -konzeption der jungen Frauen, worüber die Befragten mit einem Mann nicht unbedingt gesprochen hätten. Zumindest ist es wahrscheinlich, dass sie mit einem männlichen Wissenschaftler auf andere Weise gesprochen hätten als mit mir als Frau.

Selbst einen iranischen Hintergrund zu haben, führte hingegen zu einigen überraschenden Ambivalenzen. Auf der einen Seite half es mir, die Distanz zu den Interviewten zu reduzieren. Auf der anderen Seite warf es Fragen auf, mit denen ich vorab nicht unbedingt gerechnet hatte. So wurde ich, wenn ich meinen Namen genannt hatte, von den Frauen zunächst nicht selten als »Schwes-

1 Wertvolle Informationen und Analysen über diese Organisationen finden sich bei Amiraux 2001; Seufert 1999a und 1999b; Schiffauer 2004; Jonker 2002.

ter« empfangen. Als sich aber herausstellte, dass ich mich nicht ohne Weiteres als Muslimin definierte, andererseits aber auch nicht dem Christentum zuordnen wollte (meine Mutter war Pfarrerstochter, während die Familie meines Vaters teilweise muslimisch ist, teilweise der Religion der *Bah'ai* angehört), stellten viele der Frauen weitere Fragen, auf die ich anfangs nicht eingestellt war. Vor allem für die Frauen in Frankreich war die Frage, welcher Religion ich selbst angehörte, von großer Bedeutung für die Bereitschaft, überhaupt ein Gespräch mit mir zu beginnen. Dass ich mich weder eindeutig einer Religionsgemeinschaft noch dem Atheismus zuordnen wollte, war ihnen teilweise suspekt. Da jedoch die Persönlichkeit des Interviewers in einer solch intimen Interviewsituation meines Erachtens nicht »verschwinden« kann und soll, hielt ich es für sinnvoll, den Interviewten ebenso die Möglichkeit zu geben, Fragen zu stellen und abzustecken, mit wem sie es zu tun hatten. Für die Interviewsituation erwiesen sich die Fragen zu meiner Religionszugehörigkeit zuweilen durchaus als nützlich, weil sie einen Anknüpfungspunkt zu meinen eigenen Fragen boten, die ich mit den jungen Frauen besprechen wollte.

Ungeachtet einiger anfänglicher Schwierigkeiten bei der Kontaktaufnahme mit islamischen Organisationen hatte ich in Berlin prinzipiell keinerlei Probleme, Interviewpartnerinnen zu finden. In Marseille und Paris war der Zugang zum islamischen Feld hingegen recht beschwerlich. Auch die Suche nach Kopftuch tragenden Frauen, die bereit waren, mit mir zu arbeiten, erwies sich vor allem zu Anfang als äußerst schwierig. Obwohl es eine Vielzahl von islamischen Netzwerken und kleineren Organisationen gibt, war es vor allem in Marseille nicht einfach, Zugang zu erhalten, sei es wegen fehlender Organisationsstrukturen, wegen Personalmangels oder einfach wegen einer generell skeptischen Haltung gegenüber Personen, die nicht aus dem Milieu kommen. Die Negativerfahrungen mit französischen Medien, aber auch mit Wissenschaftlern scheinen ein generelles Klima der Skepsis kultiviert zu haben. Sehr viel stärker als in Berlin musste ich sowohl in Marseille als auch in Paris mehrmals die Inhalte und Ziele meiner Feldforschung erklären. Nicht selten wurde ich mit Reaktionen konfrontiert wie: »Wir werden nur mit Ihnen sprechen, wenn Sie nichts Schlechtes über den Islam schreiben.« Es herrschte eine generelle Sorge vor, dass ich die Dinge »falsch« präsentieren würde oder Muslimen nicht wohlgesinnt sein könnte.

Anders als in Berlin, wo einige der Frauen in der Untersuchung sogar gern mit Namen erwähnt worden wären, musste ich in Frankreich mehrfach versichern, dass ich keine Journalistin sei und meine Absicht vor allem darin bestünde, zu ermitteln, was Muslime selbst zu erzählen hätten. Diese generelle Verdachtshaltung brachte mich natürlich in eine schwierige Position, weil ich nicht bereit war, naiv zu bekunden, ich sei »für« oder »gegen« den Islam oder würde nur »Gutes« über Muslime schreiben. In einigen Fällen waren die Frauen mit meinen Erläuterungen nicht zufrieden. Einige stimmten

beispielsweise zunächst zu, ein Interview zu geben, erschienen dann aber nicht zum vereinbarten Termin oder ließen sich verleugnen, wenn es darum ging, einen Termin zu vereinbaren. In zwei Fällen brach ich selbst den Kontakt ab, bevor ein Interview zustande kam, entweder weil ich den Eindruck hatte, dass die Frauen im Prinzip nicht bereit waren, über sich selbst zu sprechen, oder weil ich bei den Erklärungen über die potenziellen Ergebnisse meiner Untersuchung nicht zu sehr ins Detail gehen wollte. Ich halte diese Schwierigkeiten durchaus für erwähnenswert, weil sie ein weit verbreitetes Bewusstsein widerspiegeln über Feindseligkeiten gegenüber dem Islam in der französischen Öffentlichkeit, das sich vor allem in der Vorsicht äußert, möglicherweise eine »schlechte Presse« zu bekommen.

Die Gespräche führte ich nach der Methode des semi-strukturierten Interviews (z.B. Modood 1994), die sich für die Untersuchung als besonders nützlich erwies. Dabei soll ein Dialog ermöglicht und die Persönlichkeit der Interviewerin durch völlige Zurücknahme nicht vollständig ausgeblendet werden wie etwa beim offenen Interview (vgl. Michelat 1975). Mich interessierte, wie Frauen sich selbst als Angehörige der zweiten Generation von muslimischen Einwanderern definierten und wie dies die Art und Weise kennzeichnet, wie muslimische Traditionen im Migrationskontext Deutschlands und Frankreichs geformt und reformuliert werden. Dies fächerte sich in eine Reihe von Nebenfragen auf, die sich um das Kopftuch ebenso wie die Selbstverortungen als muslimische Frauen in der deutschen bzw. französischen Öffentlichkeit drehen. Die Fragen habe ich weniger in chronologischer Reihenfolge »abgehakt«, sondern eher im Laufe des Gesprächs angesprochen. Es ging freilich nicht nur um das Kopftuch und die Frage, warum sich die Frauen bedeckten und welche Bedeutungen sie mit diesem Symbol verbanden. Eher diente das Kopftuch als Ausgangspunkt für die Auswahl der Interviewpartnerinnen, und die Konversation richtete sich vor allem darauf, wenn die Frauen selbst darüber sprechen wollten. Ich war an den Narrativen der Frauen interessiert, die aufgrund unterschiedlicher Lebensgeschichten unterschiedliche Konnotationen mit dem Kopftuch verbanden. Nicht zuletzt weil die Inhalte der öffentlichen Diskurse über das Kopftuch bald über dieses Symbol hinausgingen und zugleich zu einer Debatte über die eigenen normativen Prämissen wurden, war es notwendig, in den Interviews einige der Diskussionspunkte der öffentlichen Debatten aufzugreifen und zu ermitteln, wie die Frauen sich in diesem Diskursfeld positionierten.

Ich sammelte das Material solange, bis die Muster der Interviews sich zu wiederholen begannen (vgl. Bude 1995). Dies geschah etwa beim zehnten oder elften Interview. Ich fuhr mit den Interviews fort, bis ich insgesamt fünfzehn für jedes Land hatte und führte anschließend jeweils fünf weitere Interviews, die vor allem als »Kontrollmaterial« dienen sollten. Wenn die Frauen damit einverstanden waren, zeichnete ich die Interviews auf Kassette auf –

fünf der Interviewten in Frankreich lehnten dies ab. Obwohl ich die letzten fünf Interviews in beiden Ländern nicht aufgenommen habe, dienten sie mir als Material, das die Evaluierung beeinflusste, ohne direkt zitiert zu werden.

In Berlin lebten die jungen Frauen in den drei Vierteln Kreuzberg, Neukölln und Wedding, allesamt ehemalige Arbeiterviertel und traditionelle Zentren türkischer Einwanderung im Westteil der Stadt. In Marseille und Paris lebten die Frauen mehrheitlich in den sogenannten *banlieues* – sozial benachteiligte Außenbezirke am Rande der Großstadt mit einem hohen Anteil von Einwanderern. In Berlin waren die Frauen alle türkischen Hintergrunds mit Ausnahme einer Interviewpartnerin, deren Eltern aus Palästina nach Berlin eingewandert waren. Abgesehen von einer jungen Frau mit komorischem Familienhintergrund waren sämtliche Befragten in Frankreich maghrebinischer Herkunft. Zum Zeitpunkt des Interviews waren die Frauen im Alter zwischen fünfzehn und vierunddreißig Jahren. Alle waren in Deutschland bzw. Frankreich geboren oder hatten den größten Teil ihres Lebens dort verbracht. Die Mehrheit der Interviewten war ins Berufsleben eingebunden, einige studierten, einige absolvierten gerade eine Ausbildung und einige waren wegen ihrer kleinen Kinder zum Zeitpunkt des Interviews nicht berufstätig.

In Berlin führte ich die Interviews auf Deutsch, in Marseille und Paris auf Französisch. Zweifellos hat auch die Sprache, die für qualitative Interviews dieser Art gewählt wird, einen Einfluss auf das Gespräch und die Antworten. Da Französisch nicht meine Muttersprache ist, war die Interviewsituation in Frankreich freilich eine andere als in Deutschland. Sowohl mein Akzent als auch einige Nuancen bei der Formulierung der Fragen hatten einen Einfluss auf das Gespräch. Ebenso wären zweifellos andere Ergebnisse herausgekommen, wenn ich Türkisch oder Arabisch mit den Frauen gesprochen hätte, obwohl ich nicht davon ausgehe, dass die Interviews dann in irgendeiner Weise »besser« oder »authentischer« geworden wären. Ich sollte auch erwähnen, dass die Übersetzung der französischen Zitate ins Deutsche die Bedeutungen der Aussagen ein wenig modifiziert hat.

Eine einschränkende Bemerkung scheint mir noch angebracht, ehe ich zur Evaluierung des Interviewmaterials übergehe. Der Fokus auf Diskurse junger bedeckter Frauen bietet notwendigerweise nur einen eingeschränkten Einblick in deren Sozialpraktiken oder genauer darüber, wie Diskurse in soziale Praktiken übersetzt werden. Wie die Frauen sich in einer Interviewsituation präsentieren, entspricht nicht unbedingt ihrem Verhalten in verschiedenen Kontexten des täglichen Lebens. Eine umfassende Untersuchung zur »Praxis« des Kopftuchs hätte selbstverständlich ergänzend analysieren müssen, wie die Diskurse der Frauen sich in konkreten sozialen Räumen übersetzen. Dies hätte allerdings einen völlig anderen Ansatz erfordert, der nicht mit den Hauptprämissen meiner Untersuchung übereinstimmt. Der eingeschränkte Fokus auf Diskurse wird dazu dienen, die Positionen der jungen Frauen mit den öf-

fentlichen Diskursen zu konfrontieren, die jeweils einen ganz bestimmten Augenblick von Repräsentation und Selbstrepräsentation widerspiegeln und immer wieder bestätigt, ergänzt oder revidiert werden könnten.